

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 46

Artikel: Der Heidenheuet [Schluss]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645622>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 46 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 15. November 1924

~ Letzte Rosen. ~

Von Ernst Oser.

Es grüßten mich zum letztenmal
Am Zweig die roten Rosen.
Kein Lüftchen kam, kein Sonnenstrahl,
Die Schönen zu umkosen.

Nun hat ein grimmer Sturm zur Nacht
Den grünen Strauch durchwettert
Und auch die letzte, rote Pracht
Am schwanken Zweig zerblättert.

Still hebt der müde, nackte Strauch
Aus seinem Sterbensharme
Wie bittend aus nach einem Hauch
Die schlanken Dornenarme.

Und siehe! Durch die Wolken bricht
Der Sonne warmes Leben.

Bald wird zu ihrem Himmelslicht
Sie neue Knospen heben.

~ Der Heidenheuet. ~

Erzählung von Alfred Suggenberger.

(Schluß.) 7

Das Gewitter hatte sich inzwischen, gleichsam nach einigem Zögern und Raten, fast plötzlich über den Berg hereingemacht. Die Donnerwagen rollten über unsern Häuptern mit schwerem Dröhnen und Grollen aneinander vorbei oder stießen mit betäubendem Krachen zusammen. Schier ununterbrochen war unser Gefängnis vom grellen Strahl erleuchtet.

Draußen regnete es bereits. Alwine war etwas vom Fenster zurückgetreten; der Kampf der Elemente über uns wurde immer toller.

„Wenn es einschlagen sollte — —“ ließ sie sich mit sonderbarer Gelassenheit vernehmen, „und wir sind da eingesperrt...“

„Die Heidenheuet hat schon manches Wetter überstanden“, gab ich beruhigend zurück.

Dennoch kam jetzt auf einmal eine Beklommenheit über mich. Einer schnellen Eingebung folgend, stemmte ich mich mit der rechten Schulter unter die vorspringende Spange eines der leeren Pferdestände und riß diese mit einem schweren Ruck aus den Fugen. Den so gewonnenen Sparren als Rammbalken benützend, machte ich den Versuch, die steinerne Fenstereinfassung mit wuchtigen Stößen herauszubringen. Da ich mit dem einen Arm wenig ausrichten konnte, stand mir meine Gefährtin kräftig bei. Doch unsern vereinten Anstrengungen gelang es nicht, auch nur den fest ins Gemäuer eingefügten Halbbogen etwas zu lockern. Bloß die blinden Fensterscheiben fielen draußen klirrend auf das Kieselpflaster hin.

Als wir endlich von unseren aussichtslosen Bemühungen

abließen, begann es draußen schon wieder aufzuhellen. Zwischen zerrissenem Gewölk stand die klare Mondsichel über den Tannenzweigen des Kestlerholzes und sah durch die leere Gitterlücke neugierig zu uns herein. So schnell, wie sie gekommen, hatten die Wettergeister sich wieder aus dem Seidental fortgemacht.

„Grobe Herren regieren nicht lang“, sagte ich.

„Vielleicht ist der Donnermann vor unserm Boltern geflohen“, ergänzte sie mit einem leichten Lächeln. Sie stand immer noch Schulter an Schulter neben mir, hochatmend, denn auch sie hatte ihre Kräfte aufs Äußerste angespannt.

Da vermochte ich mich nicht mehr zu bemätern, ich mußte meinen Arm leise um ihren Hals legen.

„Erschrick nicht vor mir“, flehte ich mit warmer Beweglichkeit. „Ich möchte dich nur ein einzig Mal so recht nah' bei mir haben!... In die Augen hinein möcht' ich dir einmal sehen!“

Sie schmiegte sich leise an mich an. „Eurer redlichen Liebe zu Gefallen!“ flüsterte sie, kaum hörbar. Es war wie ein Wunder für mich, daß ich sie küssen und Herzen durfte.

„Es tut mir weh, daß ich Euch Euer Gutsein nicht zurückgeben kann“, bekamte sie, dem Weinen nahe. Aber ich war glücklich und zufrieden, daß sie mich nicht mit Härte von sich wies.

„So, nun muß es genug sein“, bat sie endlich und wehrte mit sanfter Gewalt ab.

Ich konnte nicht sogleich von ihr lassen. „Wenn du mir einen Kuß geben wolltest! Einen, nur einen!...“

Ich fühlte, daß sie bitter mit sich kämpfen mußte. „Verzeih mir's Gott — ich müßt an den andern denken!“ flehte und gestand sie leise. „Wenn es einmal nicht mehr so wäre, — wenn ich das von mir abtun könnte, dann — dann!...“

Da bedrängte ich sie nicht länger. Halb im Traum, fast wie ein Trunkener ging ich an mein Plätzchen zurück. Dieses erschien mir jetzt doch nicht mehr so armselig wie vorhin. Ihre letzten Worte hatten ein Fünkchen in meinem Herzen entzündet.

„Ich hab dich sehr, sehr lieb“, sagte ich noch in die Stille hinein. Da mußte sie wieder weinen, und auch über mich kam eine wehmütige Traurigkeit.

In diesem Augenblick ließen sich vom Steinenbachweg herauf johlende Rufe und Tauscher vernehmen. Alwine griff unwillkürlich nach ihren beim Schaffen vorhin herabgefallenen Zöpfen und band sie hastig auf. An die Fensterläde hintretend, nahm ich wahr, wie sich, von ekklichen Fackelträgern angeführt, ein langer, lauter Zug gegen die Scheuer herauf bewegte; unsere Heuer und Heuerinnen, verstärkt durch andere Besucher des Festfestes.

Bereits konnte ich einzelne Gestalten erkennen; den lustigen Amacher, der auf einer mächtig langen Stange die vorderste Fackel trug; neben ihm, öfters von fallenden Rienspänen überschüttet, den Glinzenhöfler, der fortwährend die Hände verwarf und die andern zur Eile antrieb.

Als erstes Paar hinter den Fackelträgern schritten Peter Röllli und die Frohhof-Juliane. Ich wunderte mich nicht, ich fand es selbstverständlich, daß diese zwei zusammenhielten. Und doch gab es mir einen Stich, sie jetzt engverbunden nebeneinander zu sehen.

Von meinen drei besonderen Widersachern konnte ich in dem näher kommenden Zuge nur einen entdecken, den rohen Klaus Christmann, der mich und meine Gefährtin schon von weitem mit unflätigen Redensarten beleidigte.

„Ich zahl' alles, was im Steinenbach heute draufgeht“, rief er jetzt den andern zu, „den hintersten Rappen zahl' ich, wenn sein wohlfeiles Schäklein nicht bei ihm in der Falle sitzt, so wie ich gesagt! Da kommt's wieder einmal aus, was mit den scheinheiligen Züngerchen los ist. Ei, an Kurzweil wird es ihr eineweg nicht gefehlt haben!“

Der Glinzen-Urech, stark betrunken, hatte mit einem Weinkampf zu tun. „Ich bin schuld, daß sie jetzt so eine geworden ist!“ schrie er und weinte heraus wie ein Kind. „Ich bin schuld! Ich bin schuld!“

Durch den unheimlichen Aufzug und die Schmähungen fast aus der Fassung gebracht, machte ich mich vom Fenster zurück. Alwine saß auf dem Bänkchen, das Gesicht mit den Händen bedeckt. Als ich neben sie hintrat, fuhr sie plötzlich auf und hing sich an meinen Hals. „Helft mir, helft mir! Ich kann das nicht überstehen!“

Mit fliegenden Worten suchte ich sie zu trösten und zu beschwichtigen. „Tu' nicht so! Es bleibt nichts von alledem an dir hängen! Du bist viel zu gut!“

Dicht unterm Fenstergitter hatten jetzt ein paar trächende Stimmen zu singen angefangen.

Wis Schäkli heißt Anna,
Me darf em nüt tue!
Es heißt, 'sei e Schlimmi,
Und ich gib es zue.

Und nun wurde der Riegel zurückgeschoben, die schwere Doppeltüre ging kreischend auf.

„Wir gratulieren!“ schrie es draußen wie aus einem Munde.

Alwine hatte jetzt wieder ihre ganze Kraft gefunden, sie stand ruhig und gefaßt neben mir. Sie nahm meine Hand, die ich ihr darhielt, und wir schritten festen Trittes hinaus, mitten durch die Schar der Gaffer hindurch, die uns unwillkürlich Platz machte. „Wir gratulieren!“ scholl es noch einmal im Kreise, diesmal schwächer, nur ein Gehack von einzelnen Stimmen.

Am lautesten tat der Christmann, er brüllte über alle hinaus. Als er sich noch einmal vermaß, Alwine mit einem häßlichen Wort zu verunglimpfen, da ließ ich deren Hand fahren und trat zu dem Haufen zurück. Ich schlug dem Unhold die gesunde Faust ins Gesicht, so daß er sich, aus Mund und Nase blutend, überschlug. „Wißt, so brav wie ihr alle seid, so brav sind wir auch!“ rief ich über die Köpfe hinweg. Ich bemerkte erst jetzt, daß der Grundsteiner und Juliane dicht neben mir standen. Ihre Augen verirrten sich aber nicht, sie taten beide, als ob sie mich noch nie im Leben gekannt oder gesehen hätten.

Von keinem behelligt ging ich meiner Wege, mit dem Vorhaben, Alwine einzuholen und heimzubegleiten. Sie hatte sich aber flüchtigen Fußes den dunklen Weg hinab verzogen. Ich vertrug das schnelle Gehen noch nicht und mußte meinen Plan aufgeben. Schon beim Waldeingang mußte ich stillstehen und ausruhen.

Das junge Volk stand droben auf dem Scheuerplatz immer noch um die verglimmenden Fackeln geschart. Wohlbekannte, liebe Volkswesen tönnten frisch und hell zu mir herab und klangen in den Waldesgründen wieder. Ich kam mir plötzlich als ein Ausgeschiedener vor. Die Welt drehte sich ohne mich...

Ich setzte mich auf einen Tannenstrunk in der Nähe des Weges und dachte gründlich über meine Heuerlezi nach. Von all dem Unguten und Lieben, das mir widerfahren, war mir der Kopf schwer. Aber zuhinterst im Herzensschrein glomm unverklich das Fünkchen Hoffnung...

Einzelne Paare kamen den Fußsteig herab und gingen arglos plaudernd an mir vorbei; eilig die einen, von Tanzlust glühend, die andern mit gemächlichem Behagen, des Alleinseins froh.

Der Grundsteiner und Juliane hatten es nicht eilig. Er redete fortwährend eifrig auf die Schweigende ein. Wenige Schritte von mir entfernt, standen die Beiden still. Ich konnte durch das Dunkel hindurch ihre Schatten erkennen. „Mir ist nur um eines bang“, redete er ihr eindringlich zu, „nur um das allereine: wenn es dich morgen gereuen würde!“ —

„Es gereut mich morgen nicht!“ gab sie schnell und bestimmt zurück. „Es gereut mich nie!“

Sie küßten sich und gingen engverwachsen weiter.

Nach dieser Heuerlezi ist es auf dem Stöhrenhof an manchem Tage laut und an manchem Tag trocken zugegangen. Mein Vater, der dem Ding nie ganz getraut, hat sich noch eher als die Mutter schiden können. Mein Heiratsgaul freilich, der hat nicht die beste Zeit um ihn gehabt, so lang ich meiner kranken Hand wegen nicht selber fahren

und schaffen konnte. Im Anfang wollte er das Roß mit Gewalt fort haben. Doch da sagte ich ihm klipp und klar heraus, daß ich in diesem Fall den Hans in einem fremden Stall füttern würde.

Von meiner Mitgefangenen hab ich während Monaten nichts erfahren können. Ich wußte nur von ihr, daß sie noch in der Lehnacht vom Frohhof weggegangen war und kurz nachher irgendwo einen andern Dienst angetreten hatte. Ihren Aufenthaltsort zu erfahren, war mir jedoch mit bestem Willen nicht möglich. Selbst ihre Eltern wollten ihn nicht kennen; bis dann ihre Mutter doch zuletzt Vertrauen zu mir gewann.

Am zweiten Jahrestag jener denkwürdigen Steuerlehi, als die junge Grundsteimerin bereits mit einem Strampelhuben nach dem Frohhof hinauf zu Besuch fahren konnte, hab ich Alwine das erste Mal als meine Braut auf den Stöhrenhof und in unsere gute Stube geführt. Gut Ding will Weile haben. Mit einem Braumen hab ich sie in Kurzenried abgeholt, und es ist eine liebe, schöne Fahrt gewesen.

Während ich, gemächlich Schritt fahrend, auf die Zweidenbrücke zuhielt, mahnte mich Alwine mit neckischer Anspielung zur Vorsicht.

„Wir sind jetzt nicht mehr ganz die gleichen, das Roß nicht und ich nicht“, gab ich zurück. „Tung und dumm muß man sein, um dem Glück in den Weg zu laufen.“

Auf der Brücke stiegen wir ab und setzten uns für eine kleine Weile auf das Mauerchen. Das Pferd schaute sich mit klugen Augen nach uns um.

„Da, auf dem Plätzchen hat es angefangen“, sagte ich. „Das Gernhaben kann einem ein Sommervogel anwerfen.“

Sie schmiegte sich warm an mich. „Es kann aber auch langsam reifen, wie der Apfel am Baum. Ich hätte zu einer Zeit nicht geglaubt, daß ich einmal so an dir hangen — daß mein erstes und letztes Denken Heimweh nach dir sein würde.“

(Ende.)

Gedanken über Erziehung.

Von Ilse Franke.

Nicht: ich befehle, du gehorcht. Nein! Die Vernunft befiehlt, wir beide gehorchen.

Die echte, felsenfeste Güte muß am rechten Ort auch „nein“ sagen können.

Ein ungeratenes Kind befleckt sein eigenes und seiner Eltern Leben mit Schuld, die um so tragischer ist, je tüchtiger und reiner der Eltern Wille war.

Kinder, die necken, werden Menschen, die quälen.

Die sicherste Leitung, die uns den schweren Weg des Guten führen kann, sind zärtliche Kinderhände.

Klugheit des Kopfes, wie sie Weltmenschen haben: göttliche Torheit; Klugheit des Herzens, wie sie Kinder und gute Menschen haben: göttliche Weisheit.

Je mehr Sonne, je mehr Blumen; je mehr Lachen, je mehr Liebe; je mehr Liebe, je mehr heiles, fruchtbares Menschentum.

Die härtesten Mütter pflegen die schwächsten Großmütter zu werden.

Nichts Verehrungswürdigeres auf der Welt, als ein mildes und verklärtes Alter, das der Jugend ihre Rechte läßt, selbst da, wo es ihren kühnen Flügen nicht mehr folgen kann.

Das ist der ärmste Mensch unter der Sonne, der seine Mutter verachten muß.

Autorität kann sich keiner verschaffen, dem man sie nicht freiwillig entgegenbringt, weil er sie verdient.

Wohl dem Lehrer, der seinen Schüler, der ihn überflügelt hat, neidlos bewundern kann. Die Ehrfurcht wird der Schüler ihm nie versagen.

Was ist Barock?

Die Antwort auf diese Frage bietet ein feines vor kurzem im Montana-Verlag N.-G., Zürich-Müslihofen und Stuttgart erschienenes Buch. Es trägt den gleichen Titel wie unser Aufsatz und enthält neben ca. 100 trefflichen Abbildungen auf Großoktavseiten einen kurzen (15 Seiten) erläuternden Text. Wir legen ihn den nachstehenden Ausführungen zugrunde, die statt einer Buchbesprechung gelten mögen.*

Die Schweiz — und speziell das vom absolutistischen Frankreich so stark beeinflusste Bern — hat so viele und intime Beziehungen zum Barockstil, daß das Thema auch unsere Leser interessieren muß.

Viele glauben den Barock als Schwulst, als Unnatur, als verfallene Renaissance bezeichnen zu müssen. Das ist falsch. Man weiß heute nach den grundlegenden Untersuchungen von Gurlitt, Wölfflin, Rose u. a., daß der Barock der voll- und ernstzunehmende künstlerische Ausdruck einer ganzen Zeitkultur ist, die allerdings auf die Renaissance folgt, aber einen durchaus eigenen Geist und Charakter in sich trägt.

Das Barock als Kulturausdruck beginnt mit der Gegenreformation um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Damals machte sich in der abendländischen Welt eine heftige Reaktion geltend gegen die alle traditionelle Autoritäten zerstörende Reformation. Die Jesuiten waren die Träger dieser Gegenbewegung, und wir verwundern uns darum auch nicht, wenn wir das Barock überall da zur Alleinherrschaft und Blüte gelangen sehen, wo die Gesellschaft Jesu in einer Stadt oder in einem Staat den maßgebenden Einfluß ausübte. Wir denken an Würzburg, Prag, Wien, Dresden, Mexiko u. Im Barockstil erkennen wir deutlich das Streben der katholischen Geistlichkeit, den Einfluß der Kirche auf die Menge neu zu befestigen. Der Kirchenbau mußte mit allen Mitteln einer psychologisch überlegenden Kunst zum lodenden goldenen Käfig für die Seelen ausgestaltet werden.

Man weiß, wie das Volk — als Inbegriff des Allgemeinmenschlichen aufgefaßt — sich leicht durch die Sinne beeinflussen läßt. Die Mannigfaltigkeit imponiert ihm mehr als die Einfachheit; die Bewegung interessiert es mehr als die Ruhe; die Farbe sagt ihm mehr als die Linie; für das Gefühlsmäßige verlangt es starken, ja theatralischen Ausdruck; es will nicht an das Unvollkommene in sich und in der Welt erinnert sein; darum verzichtet es gerne auf innere Wahrheit und freut sich an idealistischer Darstellung.

* Das Buch ist für die angekündigte „Montana-Kunstführer“-Sammlung ein verheißungsvoller Anfang; es muß jedem Kunstfreund begehrenswert erscheinen bei seiner gediegenen Ausstattung und dem billigen Preis (in Halbleinen Fr. 6.—).